

GOOD IMPACT

04
2023

KONSTRUKTIV
UNABHÄNGIG
NACHHALTIG



ECOPOLIS

Wie wir grüne und soziale Metropolen erschaffen

Deutschland € 8,90
Belgien/Lux € 8,90
Schweiz CHF 9,80
Österreich € 8,90
goodimpact.eu

0,4



4 191828 908909

Im Moment

Aktuelle
Reportagen,
Sprache im
Wandel und ein
Interview



→ S. 16, Prisma
Der neue Stolz der Seto



→ S. 22, Wortwahl
Bevölkerungswachstum



→ S. 24, Interview
Ist der Fachkräftemangel ein Mythos?

„Wir bieten jetzt Lehrkräften Praktika in Betrieben an, damit sie den Alltag kennenlernen – und Schüler für die Berufe begeistern können“

→ S. 24, Kirsten Schoder-Steinmüller, Vizepräsidentin der Deutschen Industrie- und Handelskammer, über Fachkräftemangel



Der neue Stolz

der Seto

Die Seto sind ein altes Volk, sie leben an der Grenze von Estland und Russland. Nun kämpfen sie für die Anerkennung als indigene Gemeinschaft

Text: Astrid Ehrenhauser



Das Silber glitzert in der Sonne, sieben ältere Frauen singen mehrstimmig im Chor und wippen dazu hin und her. Es ist ein warmer Sonntag Ende April, im südestnischen Dorf Mikitamäe, kurz nach dem Gottesdienst. Fünf der Frauen tragen Tracht. Ihre schwarzen, knöchellangen Röcke flattern, ebenso die Bänder, die sie um ihre weißen Kopftücher gewickelt haben. Die luftigen Ärmel der Blusen sind mit rot-weißen Bordüren verziert. Stolz tragen sie einen mehrkettigen Silberschmuck – die Tracht der Seto.

Die Heimat des baltisch-finnischen Volks der Seto, etwa 10.000 Menschen, liegt in der Grenzregion von Estland und Russland, Setomaa. Die Gegend wurde oft Zeugin geopolitischer Umbrüche: Bis 1918 war sie Teil des Russischen Reiches, bis 1940 der Estnischen Republik, anschließend der Sowjetunion. Seit der erneuten Unabhängigkeit Estlands 1991 liegen drei Viertel des historischen Setomaa in Russland, ein Viertel in Estland. Und doch leben hier die meisten Seto. Sie gehören zu den ethnischen Minderheiten im 1,3 Millionen Einwohner:innen zählenden Land.



Noch Anfang des 20. Jahrhunderts waren die Seto wirtschaftlich abgehängt. Sie erlangten meist weniger Schulbildung, wurden oft von der Mehrheitsgesellschaft abgewertet. Nach dem Zweiten Weltkrieg zogen viele junge Seto vom Land in größere Städte, erst seit etwa 20 Jahren verlangsamt sich der Trend. Seither stärken die Seto auch ihre kulturelle Identität wieder mehr und damit ihren Stolz. 2009 hat die Unesco den Gesang, Seto Leelo, zum immateriellen Weltkulturerbe erklärt. 2017 trug die damalige estnische Präsidentin Kersti Kaljulaid bei einem Empfang zum Nationalfeiertag gemeinsam mit ihrem Mann, der aus Setomaa stammt, die Tracht.

Nach Mikitamäe, zum Oltusphüha-Fest im April, sind vor allem ältere Menschen gekommen. Etwa zwei Dutzend trudeln während des Gottesdiensts ein. Die Seto pflegen ihre christlich-orthodoxe Religion, das unterscheidet sie vom sonst säkularen Estland. Nach der Prozession zu Ehren des heiligen Thomas singt der Frauenchor. Auf einem langen Holztisch, geschmückt mit einem Strauß aus Narzissen und

Die Flagge (links) ist Zeichen des neuen Selbstbewusstseins der Seto, es gibt sie seit 2003. Auch die Königin, hier die amtierende, Anzeliika Gomozova (rechts), wird erst seit 1994 jährlich gewählt

FOTOS Astrid Ehrenhauser, IMAGO / Scanfix

Weidenkätzchen, stehen Kaffeekannen, Hefekuchen, gekochte Eier, frittierte Hühnerschenkel und Roggenbrot mit marinierten Sprottenfilets, ein estnischer Klassiker. Eine jüngere Frau und ein älterer Mann spielen Garmon, das russische Knopfakkordeon. Die Chorfrauen tanzen.

Seit dem Zerfall der Sowjetunion begannen sich die Seto zu organisieren. 1993 tagte der erste Seto-Kongress, die repräsentative Versammlung des Seto-Volkes. 1994 riefen die Seto ihr Königreich aus, wählen seither an jedem ersten Samstag im August ihr Oberhaupt. All das symbolisch, eine Art Neo-Mythologie, denn wer gewählte König:in ist, soll den schlafenden König Peko vertreten, einen heidnischen Gott. Neu entstand 2003 auch die Seto-Flagge. Die Seto verstehen sich als indigenes Volk, anerkannt wurden sie von Estland als solches nicht.

Piret Hartman, ehemalige sozialdemokratische Kulturministerin, betont: „Die Seto sind Teil der estnischen Kultur. Warum brauchen sie diesen anderen Status?“ Der Staat investiere viel, um die Seto-Kultur zu erhalten. „Ein anderer Status würde nichts an der Förderung oder dem Respekt des Staates ändern.“ Früher war das anders:

„Als ich ein Kind war, Ende der 1980er, hat meine Großmutter zu mir gesagt, wenn ich etwas falsch gemacht habe: Du bist wie eine Seto. Heute gilt es als cool.“

Seit 2003 gibt es Förderprogramme vom Kulturministerium, etwa für eine Zeitung auf Seto, das Seto-Institut, Theaterprojekte. 2023 fließen knapp 200.000 Euro in diese Programme. Zusätzlich fördert das Finanzministerium die Region mit 223.000 Euro.

Oliver Loode ist Menschenrechtsaktivist, mit Fokus auf indigene Rechte. Er selbst ist nicht Seto, lebt und arbeitet aber

in Setomaa. Auch er beobachtet, wie sich das Ansehen der Seto verbessert hat. „Bei den Sami war das ähnlich, aber für sie war es einfacher, sich als indigen zu positionieren, schon weil ihre Sprache nie als Dialekt des Finnischen gesehen wurde.“ Anders das Seto, das nur noch 3 Prozent der estnischen Bevölkerung sprechen. Offiziell zählt es zur südestnischen Dialektgruppe Võro. Linguistisch spricht laut Loode allerdings viel dafür, Seto als Sprache zu verstehen. „Dass der Staat Seto nicht als Sprache anerkannt hat, ist reine Ideologie.“ Der Sprachstatus sei wichtig:

„Die Möglichkeiten, einen Dialekt wiederzubeleben, sind weitaus geringer, als eine anerkannte Sprache am Leben zu erhalten.“

Sie kann etwa an Schulen gelehrt werden oder Unterrichtssprache sein für Fächer wie Mathematik und Geografie.

Im Kindergarten in Värskä, unweit von Mikitamäe, ist es am Montagvormittag ruhig. Ordentlich sind die kleinen Holzstühle aufgereiht, die Spielsachen verräumt. Draußen toben die Kinder im Wald, sammeln Stöcke, rühren in Töpfen mit nassem Sand und Kiefernzapfen. Drinnen im pastellfarbenen Gebäude hängen kleine Trachten an der Wand, eine männliche, eine weibliche, auf dem Holzregal stehen Seto-Flaggen und Puppen. Seit Herbst 2021 wird in einer der Gruppen mit 15 Kindern nur Seto gesprochen, zumindest von den drei Erzieherinnen. Yannick, 4, zum Beispiel kann die Sprache noch nicht so gut, seine Muttersprachen sind Estnisch und Englisch, der Vater ist Brit, die Mutter, Helena Elgindy, Estin mit Seto-Wurzeln. Die 31-Jährige spricht selbst kein Seto. Sie ist für ihren Job als Lehrerin in die Heimat der Großeltern zurückgekehrt und wünscht sich nun, dass ihr Sohn es lernt. „Die Sprache ist nur dann lebendig, wenn Kinder in dieser Sprache spielen.“ Elgindy hat sich mit anderen Eltern zusammengesetzt, mit einem Sprachwissenschaftler geredet, viele



„Dieses Zepter symbolisiert mein Amt als Ülemsootska, Königin der Seto“

— Anzelika Gomozova, Seto-Vertreterin

Artikel darüber gelesen, wie Kinder am besten Sprachen lernen. „Wir wollten das Ganze wissenschaftlich untermauern.“ Ergebnis: Sprache lässt sich am besten in einer natürlichen Umgebung vermitteln, spielerisch, nicht frontal im Unterricht. Immersion nennt sich das, eintauchen in das Bad einer anderen Sprache. Indem die Kinder etwa Pelmenis mit einem Seto-Koch zubereiten oder auf einer Farm bei der Kartoffelernte dabei sind. Und ganz selbstverständlich ihren Kita-Alltag auf Seto erleben. Eine der Erzieherinnen, die alle fließend Seto sprechen, ist mit 35 Jahren vergleichsweise jung, meist beherrschen vor allem Ältere die Sprache. „Wir sind glücklich, dass sie ihr Wissen jetzt weitergeben können“, sagt Elgindy. Noch ist die setosprachige Gruppe im Kindergarten Väraska die einzige landesweit. „Aber wir möchten andere mit unserem Beispiel motivieren, nachzuziehen“, sagt Elgindy. Dafür haben sie gerade eine kleine Non-Profit-Organisation gegründet.

Auch Anzelika Gomozova ist zu ihren Wurzeln zurückgekehrt. Seit drei Jahren lebt sie wieder hier im Süden Setomaas auf dem Hof, den ihre Familie in der fünften Generation bewirtschaftet: 15 Hektar Land, Hühner, Kühe, Gemüseanbau, ein Haus als Bed & Breakfast. Gomozova war lange im Gastgewerbe, fünf Jahre in England, dann in einem großen Catering-Business in der estnischen Hauptstadt Tallinn, pendelte aber von dort oft in die ehemalige Heimat. Im ersten Corona-Lockdown kehrte sie schließlich zurück, zu Mutter und Onkel. „Ich hatte in meiner Karriere alles erreicht und das Gefühl, jetzt ist's genug. Ich wollte wieder zurückkommen.“ Hier arbeitet sie als Tourismus-Koordinatorin für Südostland. An diesem Sonntagabend ist sie in der traditionellen schwarz-weiß-roten Tracht gekleidet, am Knöchel schimmert durch die transparente Strumpfhose ein Tattoo. Gerade kommt sie von einer Kulturveranstaltung, war dort qua Amt: Seit August ist Anzelika Gomozova die gewählte Königin der Seto, Ülemsootska, mit 42 Jahren die jüngste. „Sie haben jemand jüngeren gesucht, frisches Blut.“ Jetzt reist sie als Königin durch Setomaa,

immer wieder auch nach Tallinn. „Seit August bin ich schon 40.000 Kilometer durchs Land gefahren.“ Sie geht zu politischen Empfängen, macht Lobbyarbeit für die Belange der Seto.

Auch Menschenrechtsaktivist Loode hat Forderungen. „Der Staat sollte die Selbstidentifikation der Seto als indigenes Volk ernst nehmen.“ Dass die Seto nicht als indigen anerkannt werden, ihre Sprache als Dialekt gilt, liege auch an der Beziehung zu Russland und vor allem an der Angst. „Estland unterstützt die Kulturangelegenheiten der Seto finanziell sehr großzügig, damit diese dem estnischen Staat gegenüber loyal bleiben und es keinen Separatismus gibt.“ Die große Sorge der Regierung:

„Je weniger geeint und regional zersplittert die estnische Bevölkerung ist, desto einfacher wäre eine Teilung oder gar Eroberung durch Russland.“

Dort sind die Seto seit 2010 als eines der „kleinen indigenen Völker Russlands“ anerkannt. „So stellt sich Russland international besser dar. Aber die finanzielle und kulturelle Unterstützung ist im Vergleich zu der Estlands sehr gering.“

Dass Seto-Kultur und -Traditionen in Estland wieder aufblühen, sei auch wirtschaftlich profitabel, sagt Vello Pettai, der an der Universität Tartu zu ethnischer Politik geforscht hat und mittlerweile das European Centre for Minority Issues in Flensburg leitet. „Natürlich nützt es einer abgelegenen Region, wenn man sie über ein solches Alleinstellungsmerkmal vermarkten kann.“ Was den Status als indigenes Volk angeht, ist er skeptisch: „Ich sehe bei den Seto kein klares, unabhängiges Element, das sie von den restlichen Est:innen abgrenzt, sondern eher eine soziale Konstruktion. Es ist nicht so offensichtlich, wie es bei anderen Gruppen ist, etwa den Sami mit ihrer ganz eigenen

Lebensweise im hohen Norden oder nordamerikanischen Indigenen.“ Und: „Seto als indigen zu bezeichnen, birgt die Gefahr, dass der Begriff indigen etwas verwässert wird.“

Die Lage Setomaas auf beiden Seiten der Grenze zwischen Russland und Estland prägt die Seto, vor allem seit sich die Situation durch den Ukraine-Krieg weiter anspannt. Derzeit überlegt die estnische Regierung, einen der Haupt-Grenzübergänge komplett zu schließen, von russischer Seite aus gibt es immer seltener Visa. Das spürt auch Aare Hörn. Der 63-Jährige leitet das Seto-Gemeindezentrum im Dorf Obinitsa. Er war dreimal König der Seto, ist im Seto-Kongress aktiv. „Vor der Pandemie bin ich vier- bis fünfmal im Monat über die Grenze. Aber als ich mich letzten Oktober um ein Visum beworben habe, wurde mir das ohne Angabe von Gründen verweigert.“ Besonders schmerzhaft ist das an den Feiertagen, wo Seto traditionell auf den Gräbern ihrer Vorfahr:innen Tischdecken ausbreiten, um dort zu speisen und anzustoßen. „Ich bin traurig“, sagt er.

Hörn sitzt an einer der langen Holzbänke im Gemeindezentrum, an den schroffen Wandbalken hängen Wappen, Fotografien, Auszeichnungen. Im Regal stehen Geschichtsbücher, *Winnie Puuh* und *Der kleine Prinz* – alles auf Seto. Hörn scrollt durch seinen Facebook-Feed, ruft seinen Post zu Ostern auf: Fotos von Kindern und Erwachsenen bei einer Art Bowling mit Eiern, ein vorchristlicher Brauch. Hörn freut sich, wie viele Setos in Russland das Foto geliked haben. Über Social Media hält er Kontakt. Die Seto in Russland gehen stellvertretend zu den Gräbern, die auf einer Online-Karte verzeichnet sind. Auch wichtige kulturelle Orte, etwa Petseri, das historische Zentrum des Seto-Gebiets, liegen in Russland. Vor dem Krieg flossen aus Estland und von EU-Seite Fördergelder, etwa für eine estnische Schule. Seit den Sanktionen ist damit Schluss.

Wer sich in Estland umhört, merkt, wie es rumort bei den ethnischen Minderheiten. Auch andere Gruppen kämpfen für einen Status als indigenes Volk mit anerkannter Sprache. Die Võro etwa demonstrierten erst Ende April für ihre Rechte und den Schutz der Natur in ihrem Lebensraum.

Tatsächlich scheint nun etwas in Bewegung: Mitte Mai hat der Estnische Sprachen-Rat, ein Beratungsgremium der Regierung, gemeinsam mit Seto- und Võro-Vertreter:innen vorgeschlagen, den rechtlichen Status von Seto und Võro zu analysieren. Ihre Sprachen sollen in den Bevölkerungsregistern als Muttersprachen angegeben werden können. Aktivist Loode ist optimistisch: „Solche neuen Dynamiken können nicht ewig ignoriert werden.“ ●



SONNENTOR®



So lange schon ist die auffällige Sehhilfe das Markenzeichen von SONNENTOR Gründer Johannes Gutmann. Und genauso lange begeistern wir mit besten Bio-Tees und Gewürzen. 1988 noch als blauäugig abgetan, wurde aus der Vision Wirklichkeit: Bio ist gefragter denn je. Und so werden wir auch in Zukunft genau hinschauen. Wir setzen auf nachhaltige, innovative Produkte, arbeiten im Kreislauf der Natur und mit viel Wertschätzung füreinander.

www.sonnentor.com/35jahre



Im Kindergarten in Väraska soll die Sprache an die nächste Generation weitergegeben werden, am besten im Spiel (links). Auch Aktivist Aare Hörn (rechts) setzt sich für die Seto-Kultur ein



FOTOS Astrid Ehrenhauser

Diese Recherche wurde mit einem Stipendium der Internationalen Journalisten-Programme (IJP) finanziert.

ECOPOLIS

WIE WIR

Illustration: GRÜNE

UND *Julian Litschko*
SOZIALE
METROPOLEN
ERSCHAFFEN



Kilometerhohe Hochhäuser, an denen Leuchtreklame-Hologramme flimmern. Tonnen von Beton, Glas und Stahl. Eine Armada fliegender Autos, die durch den undurchdringbaren Smog in eine düstere Zukunft düst.

Klingt nach einem bekannten Szenario? Fritz Langs *Metropolis*, *Blade Runner*, *Star Wars*, *Das fünfte Element* von Luc Besson. Sie alle zeichnen ein Bild der Stadt der Zukunft als Wüste aus Zement und toxischen Dämpfen, in der die Armen ihr Dasein fristen müssen, während sich die Reichen in künstlichen Paradiesen weit weg von der stinkenden Metropole verschanzt haben. Unsere Vorstellung von den Megacitys der Zukunft ist von Dystopien geprägt – den fiktiven und den realen.

Diktaturen wie Nazi-Deutschland, die Sowjetunion oder Nordkorea, aber auch turbokapitalistische Staaten wie die USA und Japan hatten und haben ein großes Faible für graue Quader-Städte mit absurden Dimensionen, die das Individuum einschüchtern sollten, statt ihm gutzutun. In der Sowjetunion wollte Stalin einen Turm bauen lassen, der höher sein sollte als die Freiheitsstatue in New York, um seinen „Triumph über den Kapitalismus zu demonstrieren“ und es ist kein Zufall, dass vier der fünf höchsten Gebäude der Welt 2023 in autokratischen Staaten wie Saudi-Arabien und China stehen.

Mit dem Streben nach der Stadt als Phallus-Monument der politischen Überlegenheit, der Industrie und der Finanzmärkte kam Mitte des vergangenen Jahrhunderts auch der Siegeszug des Autos. In West-Berlin wurden die Trambahn-Schienen abgerissen, um den Automobilen mehr Platz zu machen, mit den Karossen kamen Feinstaub und Abgase, mit den modernistischen Betonbauten von Le Corbusier der Asbest, mit der Globalisierung der Konsumgesellschaft der Plastikalltraum. Ergebnis: ein ewig Müll produzierender, qualmender Kessel, den wir heute gern „Moloch“ nennen. Der Begriff kommt aus der Bibel und bezeichnet einen Ritus in Kanaan, bei dem Kinder dem Feuer

MOLOCH ADÉ

Wie muss die Stadt der Zukunft aussehen, um der Klimakrise zu trotzen und dabei immer mehr Menschen zu beherbergen?

Text: geopfert wurden. Ziemlich passend eigentlich, wenn

man bedenkt, dass Städte den Treibhauseffekt, der unseren Planeten jedes Jahr heißer macht, so stark anfeuern wie kaum etwas anderes.

4,4 Milliarden Menschen auf der Erde leben in urbanen Räumen, das heißt: nicht in ländlicher Umgebung. Die Vereinten Nationen gehen davon aus, dass sich diese Zahl bis 2050 mehr als verdoppeln wird. Bereits heute sind Städte für etwa 75 Prozent des weltweiten Energieverbrauchs und mehr als 70 Prozent der globalen CO₂-Emissionen verantwortlich. 40 Prozent gehen auf das Konto der Baubranche. Wenn wir also nicht lernen, Städte anders zu denken und zu bauen, können wir den Kampf gegen die Klimakrise nicht gewinnen. Doch wo anfangen, um dem Moloch zu entkommen? Gar nicht mehr bauen, ist keine Option. Denn wie Lesley Lokko, die diesjährige Kuratorin der Architekturbiennale Venedig (*siehe Seite 36*), sagt: 80 Prozent der Gebäude und Infrastrukturen, die es bis zur Jahrhundertmitte für die rasant wachsende Weltbevölkerung im Globalen Süden braucht, müssen erst noch gebaut werden.

„Die Bevölkerung auf der vorhandenen Fläche gut zu verteilen, ist die

Morgane
Llanque

Grundlage für eine nachhaltige Stadt. Auf Hochhäuser können wir also nicht verzichten“, sagt Brent Toderian und rückt seine Baseballcap mit Superman-Logo zurecht. Bei ihm in British Columbia ist es zehn Uhr morgens, in Berlin bereits Abend, als er sich zum Video-Gespräch einfindet. Toderian ist einer der gefragtesten Stadtplaner der Welt und hat Metropolen wie seine Heimat Vancouver und das kolumbianische Medellín – berühmt für sein innovatives Design – mitentworfen.

Sowohl im Globalen Süden als auch in Europa und Nordamerika, sagt Toderian, geht den Städten der Wohnraum aus. Durch mangelnde Arbeits-, Kultur- und Bildungsangebote wird das Landleben immer unattraktiver, die meisten Menschen zieht es daher in den urbanen Raum. Dadurch wird er weltweit jedes Jahr voller und teurer. „Sehr viele Menschen ziehen daher in Vororte. Die sind städteplanerisch und klimatechnisch ein Albtraum: Alles ist auf das Auto ausgerichtet, Pendelverkehr verpestet die Luft. Der Raum wird völlig unökonomisch mit Einfamilienhäusern und Straßen versiegelt.“ Wenn wir die wachsende Weltbevölkerung also in klimaresilienten Städten unterbringen

wollen, davon ist Brent Toderian überzeugt, dann braucht es in den Vororten ein besseres Angebot von öffentlicher Infrastruktur und Lebensqualität. Und in der Stadt mehr Dichte im Wohnraum. Daher kämen wir auch in Europa, wo die Menschen traditionell kleine Häuser bevorzugen, nicht an höheren Gebäuden vorbei. Sind

wir damit nicht verdammt nah an der Dystopie grauer, menschenfeindlicher Hochhausschluchten? Toderian schüttelt den Kopf. Gerade kommt der Stadtplaner aus einem Beratungsgespräch mit Vertreter:innen der isländischen

Hauptstadt Reykjavik. „Wir reden dort momentan über achtstöckige Gebäude. In Nordamerika ist das nicht hoch, für Isländer:innen schon. Dennoch wäre eine solche Aufstockung gegenüber den in Europa üblichen vier- bis fünfstöckigen Häusern in Altstädten schon ein enormer Fortschritt. Wir müssen den Raum für Wohnungen in einer Stadt vergrößern, ohne ihn dabei in die Breite zu ziehen.“

Wolkenkratzer aus Lehm

Für Hubert Klumpner gibt es nicht die eine Lösung. Der Professor für Architektur und Städtebau an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich und Gründer des Büros *Urbanthinktank* next ist Preisträger des Goldenen Löwen der Architekturbiennale Venedig und Experte für sogenannte Informal Settlements, also ungeplante Siedlungen in Metropolregionen, in denen Menschen oft unter unwürdigen Bedingungen und ohne Anschluss an öffentliche Infrastruktur leben. „Wenn wir im letzten Jahrhundert eines gelernt haben, dann dass die westliche Art, Städte zu bauen, gescheitert ist. Es kann nicht die Antwort sein, New Yorker Wolkenkratzer, wie sie Anfang des 20. Jahrhunderts erfunden wurden, anderswo blind zu kopieren.“ Wertvolle Ressourcen aus dem Boden zu entnehmen und daraus unter Einsatz hoher Umweltkosten Zement zu brennen, könne mit dem heutigen Wissen um die Klimakrise nicht mehr gerechtfertigt werden. Es brauche also Alternativen. „Jahrtausend alte Gebäude aus Lehm, wie im Jemen oder Westafrika, sind nachhaltig und vernakulär, also den regionalen Anforderungen eines Ortes entsprechend angepasst. Auch der Beton des alten Roms wurde mit viel weniger Hitze gebrannt als der moderne, und ist wesentlich stabiler und langlebiger. Wenn wir Hochhäuser bauen, dann muss sich deren Konstruktion und Material ebenfalls aus den klimatischen und geografischen Bedingungen ergeben. Mit zukünftiger Technik werden wir vielleicht ‚lebendige‘ Hochhäuser sehen, aus Materialien wie Lehm oder Mycelium, also Pilzfäden.“

„Wir können nicht auf Hochhäuser verzichten“

Klingt gut. Aber wie sieht ein solches lebendiges Hochhaus konkret aus?

Am ersten echten Frühlingstag Berlins Mitte Mai strömen statt Autos Kunstschaffende und Architekt:innen über die Auffahrrampe der Kant-Garagen, eines ehemaligen Parkhauses im Westen der Stadt. Auf der Berlin Design Week sprechen am Nachmittag zwei Menschen, die sich mit „lebendigen Gebäuden“ auskennen. Sie arbeiten für das Architektur- und Ingenieurbüro Arup mit Sitz in London. Obwohl das Unternehmen mit Bauwerken berühmt geworden ist, die zwar ikonisch, aber alles andere als klimafreundlich sind (etwa das Sydney Opera House), konzentriert es sich mittlerweile auf resilientes und grünes Design.

„Das Wort nachhaltig verwenden wir eigentlich nicht mehr, es ist angesichts der Klimakrise zu wenig“, sagt Lena Raizberg, Architektin für Arup auf dem Panel. Sie spricht lieber von restaurativem und regenerativem Design: „Die Faustregel dafür lautet: Ein Gebäude muss mehr Ecological Gain einbringen als Ecological Loss verursachen.“

Ein Haus aus Algen

Ein solches Haus müsste dafür aus ökologischen und wiederverwerteten Baustoffen bestehen. Arup verwendet zum Beispiel die Verkleidungs-Fliesen des niederländischen Start-ups Pretty Plastics, die zu 100 Prozent aus dem Abfall der Bauindustrie hergestellt werden. Dieses Vorgehen nennt man Urban Mining. „Idealerweise muss das Haus der Zukunft aber auch Sauerstoff durch Begrünung sowie erneuerbare Energie erzeugen“, sagt Raizberg.

In Hamburg hat Arup bereits vor elf Jahren ein 15-stöckiges Wohngebäude mit lebendiger Fassade gebaut. Auf einer Betonschicht sind Bioreaktor-Paneele angebracht, in die Wasser und Nährstoffe gepumpt werden. So entstehen Algen, aus denen dann in einem Kreislaufsystem Biogas und Solarenergie erzeugt werden, die das Haus mit Strom versorgen. Noch eine ziemliche Nischenlösung, gibt Arup zu. Und eine, die nur in Kombination mit anderen Technologien funktionieren könnte.

Die gibt es zuhauf: Wärmepumpen, Abwärme aus der Kanalisation, Solarziegel, Windturbinen auf dem eigenen Balkon (siehe Seite 59). „In der Stadt von übermorgen würde die Energie, die aus all diesen Quellen gewonnen wurde, in einem KI-gesteuerten Smart Grid auf die gesamte Stadt verteilt werden“, erklärt Raizbergs Kollege, der Architekt Rudi Scheuermann.

Dieses Konzept nennt Arup Planetary Centric Design. Der Clou: Je mehr wir beim Bau unserer Städte die Natur in den Mittelpunkt stellen, desto besser ist das auch für uns Menschen. Eine grüne Stadt ist nicht nur ästhetisch und gut für das Klima, sondern wirkt sich auch stark auf die mentale und körperliche Gesundheit von Menschen aus: So fand das Finnische Institut für Gesundheit und Wohlfahrt 2023 in einer Studie heraus, dass Stadtbewohner:innen, die drei- bis viermal die Woche Grünflächen besuchen, mit einer 33 Prozent geringeren Wahrscheinlichkeit Psychopharmaka zu sich nahmen, bis zu 36 Prozent weniger Medikamente gegen Bluthochdruck benötigten und bis zu 26 Prozent weniger gegen Asthma. Eine klimaresiliente Stadt ist auch eine lebenswertere Stadt.

Zum Glück ist das bei vielen Metropolen-Planer:innen bereits angekommen. Städte wie Paris oder Singapur, beide einst stark vermogt, geben mittlerweile Millionen dafür aus, ihre Städte flächendeckend zu begrünen: In Singapur sollen bis 2030 eine Million neue Mangroven gepflanzt werden.

Die Pflanzen speichern dreimal so viel CO₂ wie andere Baumarten. In der französischen Hauptstadt wurde die Innenstadt in den letzten sechs Jahren unter Bürgermeisterin Anne Hidalgo stark verkehrsberuhigt, um den Eiffelturm und den Arc de Triomphe, aber auch in den Außenbezirken entstehen riesige neue Parks. Bis 2030 werden 80 neue U-Bahnstationen gebaut, die die Vororte mit dem Zentrum verbinden. „Anne Hidalgo hat sich die sogenannte 15-Minuten-Stadt, in der Menschen

„Das

Haus
der

Zukunft

innerhalb einer Viertelstunde ihre Wohn-, Arbeits- und Freizeiträume zu Fuß, mit dem Rad oder über öffentliche Verkehrsmittel erreichen sollen, ganz oben auf die Agenda gesetzt“, sagt Brent Toderian. Dadurch spare man Pendelverkehr und CO₂.

Das reicht aber nicht, sagt Rudi Scheuermann. „Viele behaupten, Berlin zum Beispiel sei bereits eine sehr grüne Stadt, weil wir so viele Parks haben. Aber für eine wirklich lebendige und atmende Stadt braucht es Grün in allen Dimensionen“, erklärt der Architekt. Hierfür müsse man auch die Straßen und Häuser selbst begrünen, denn nur so könnten Hitzeinseln in der Stadt effektiv bekämpft werden. Singapur macht das mit seinen von Pflanzen überwucherten Wolkenkratzern schon seit vielen Jahren vor. Rudi Scheuermann erzählt von der 20/20-Prozent-Berechnung. Sie besagt: Wenn man in Berlin nur 20 Prozent jedes fünften Gebäudes begrünen würde, könnte man damit das Stadtklima langfristig um drei Grad senken. In Megastädten wie Hongkong könnten es laut Arup sogar elf Grad sein.

Grüne Gerüste

Warum zum Beispiel bepflanzt man also in Berlin nicht die Wände der vielen alten Industriegebäude mit

erzeugt

Moos, schlägt Scheuermann vor. Das stabilisiert nicht nur mit der Zeit rissig gewordenen Beton und sorgt daher für eine langlebigere Bausubstanz, sondern sei auch ein erstklassiger Feinstaubbinder. Ebenso könnten die ewigen Baugerüste der Hauptstadt temporär begrünt werden, statt jahrelang trostlos herzustehen.

Wie es noch geht, zeigt das Unternehmen Clear Channel, das in den Niederlanden, Großbritannien, Dänemark, Schweden, Frankreich und Belgien großflächig bienenfreundliche Bushaltestellen im Auftrag von Städten installiert: Auf den

ungenutzten Dächern von Bushaltestellen werden Beete voller Thymian und Wildblumen angelegt, die Bienen Nahrung und Rast bieten, außerdem natürlich ebenfalls CO₂ filtern.

Grüne Flächen können aber nicht nur Bienen, sondern auch Menschen satt machen. Auch hier ist Paris ein Vorreiter: Auf dem Dach der Expo entsteht auf 14.000 Quadratmetern die größte Stadt-Farm der Welt. In Atlanta, USA, gibt es sogar einen offiziellen Direktor für Urbane Agrikultur, der Urban Farming insbesondere für arme Menschen fördern soll, die so Zugang zu kostenlosen und frischen Zutaten haben sollen.

Wir sehen also: Wir haben bereits die nötigen Werkzeuge, um dem Moloch den Rücken zu kehren. Um ihm vollständig zu entkommen, sind Stadtplaner:innen jedoch vor allem auf eine mutige Politik angewiesen, die Metropolen für alle Menschen gleich zugänglich macht. Eine grüne Stadt, die nur den Eliten zur Verfügung steht, bleibt eine Blade-Runner-Stadt.

„Die Frage nach Nachhaltigkeit“, sagt Hubert Klumpner, „ist durch die Deklaration der Menschenrechte entstanden. Das Recht auf Wohnen, auf Unversehrtheit und Gesundheit, all das hängt mit einer Ökologisierung der Städte zusammen. Eine diverse, lebenswerte Stadt, die Menschen verbindet, Ungleichheiten und Unsicherheiten überwindet, das ist, was Stadtplanung erreichen muss.“

In der Peripherie zwischen Barranquilla und Cartagena in Kolumbien baut Klumpner, der sein Leben zwischen der Schweiz und Südamerika aufteilt, gerade mit der ETH Zürich und der „Pies Descalzos“-Stiftung von Sängerin Shakira eine „Growing School“. Das Konzept: Ausbildung und Teilhabe müssen das Zentrum sein, von dem sich urbane Entwicklung ausbreitet. „Es gibt dort eine Schule, Krippen, Sportanlagen, eine große Halle für Veranstaltungen und Theater, eine Bibliothek, Maker-spaces und eine Abendschule für Eltern. Stadtplanung ist ein wesentlicher Teil unserer gemeinsamen Zukunft, von der wir niemanden ausschließen dürfen.“ ●

Energie



Artwork: Dionisio González

Schwerpunkt

Die urbane Realität unserer Zeit dokumentieren und dabei völlig umkrempeln – geht das? Der spanische Fotograf Dionisio González zeigt: Es geht. Er reist um die Welt und fotografiert Viertel, die oft übersehen werden. Slums, Favelas, von Naturkatastrophen verwüstete Gebiete.

36

Danach verändert er die Fotografien digital. Surril, skulptural, provozierend wild. Poetische Meisterwerke der Architekturvisualisierung entstehen, voller Inspirationen für besseres Wohnen. González wurde mehrfach ausgezeichnet und stellt in Museen weltweit aus.

37

GOOD IMPACT

Favelas in São Paulo und Rio de Janeiro, Brasilien: die Energie in Wellblechvierteln ...





Believe
the
hype

Neu begrünte Dachflächen in
Deutschland pro Jahr

8,6 Mio. m² 2021

7,8 Mio. m² 2020

7,2 Mio. m² 2019

DIE
STADT
GEHÖRT
UN

Texte:

Anja Dilk

UN
GEHÖRT
UN

Wohnen in deutschen Städten ist zum Luxus geworden. Allein im vergangenen Jahr stiegen die Mieten um durchschnittlich 6 Prozent. Bei 8,70 Euro pro Quadratmeter liegt die Bestandsmiete derzeit. Ganz zu schweigen von Städten

wie München oder Berlin, in denen die Quadratmeterpreise bei Neuvermietungen in den Himmel klettern – nach einer Analyse des Wohnungsportals Immowelt liegen sie bei 12,55 Euro in der Hauptstadt, bei 17,39 Euro in München. Schon warnt der Deutsche Mieterbund, dass bald mehr als fünf Millionen Haushalte fast die Hälfte ihres Einkommens für Wohnen ausgeben müssen. Was tun?

Die Ampelkoalition setzt auf Neubau. Ziel sind 400.000 Wohnungen pro Jahr, fertig wurden 2022 gerade mal 295.300. Ohnehin: Was bringt Neubau wirklich? 43 Millionen Wohneinheiten gibt es in Deutschland, ein paar Hunderttausend mehr sind gerade mal ein Prozent. Damit Effekte auf dem Mietmarkt sichtbar wären, müssten es wesentlich mehr sein. In Heilbronn oder Würzburg, die mehr gebaut haben als die Bevölkerung wuchs, stiegen die Mieten genauso wie in Pforzheim, wo kaum gebaut wurde. Zudem: Neubau verbraucht enorm viele Ressourcen. Was also tun? Wir haben vier Expert:innen gefragt:

DIE
STADT



MEHR GENOSSEN- SCHAFTEN

Morgens, wenn Franziska Rohner zu ihrem Büro in der Züricher Stadtmitte geht, vorbei am lichten Mosaik der Fassade aus Stein und Fensterglas des Wohn- und Gewerbehäuses an der Badener Straße, durch den Innenhof mit seinen Spielplätzen, Sitz- und Schattenarealen, läuft sie manchmal schon den ersten Bewohner:innen der Kalkbreite

über den Weg. Etwa 250 leben über dem alten Tramdepot der Stadt, das die junge Genossenschaft Kalkbreite, entstanden aus einer Initiative von Quartiersbewohner:innen, zu einem besonderen Lebensort umgebaut hat.

In der Kalkbreite gibt es Studios für Singles, kleine und mittlere Wohnungen für Paare und Familien, 6-Zimmer-Einheiten für Wohngemeinschaften und lose verbundene „Clusterwohnungen“ für Menschen mit Lust auf einen Mix zwischen Rückzug und Begegnung. Abgeschlossene Wohneinheiten teilen sich Küchenzeile und Wohnzimmer. Wer in der Kalkbreite Besuch bekommt, kann im Gasthaus ein billiges Zimmer buchen. Auf den Dächern blüht das Grün weitläufiger Gemeinschaftsterrassen, durchs Haus verteilt gibt es Wäschezimmer, Werkräume und gemeinsame Tiefkühltruhen, Bioladen, Fitnessstudio und Co-Working-Spaces. „Unser Konzept: Mehr kollektiver, weniger individueller Raum“, sagt Mitarbeiterin Franziska Rohner. „Für etwa dreißig Prozent weniger Miete als marktüblich.“

Die durchschnittliche Wohnfläche: 27,5 Quadratmeter pro Kopf. Die Regel: Maximal ein Zimmer mehr als Köpfe pro Wohnung. Wenn Kinder ausziehen oder Paare sich trennen, kann das also bedeuten: Koffer packen und etwas Neues suchen. Rohner: „Wenn irgend möglich bieten wir eine Alternative.“

Die Kalkbreite gehört zu den Projekten in Zürich, die beispielhaft zeigen, wie wohnen auch anders gehen kann: Bezahlbar. Sozial. Nachhaltig. Viel Öko-Baumaterial, kleine Wohnflächen, Autoverzicht ist Auflage für die Bewohner:innen. Stattdessen gibt es Leihfahrräder, Lastenvelos und Tageskarten für die Öffentlichen gratis. Wer für 1.200 Schweizer Franken – knapp 1.300 Euro – einen Anteilsschein kauft, kann sich bewerben. Eine Vermietungskommission sorgt für eine Mischung, die dem Schweizer Durchschnitt in puncto Einkommen, Bildungsgrad, Herkunft, Religion, Familienstand entspricht. Wer es knapp hat, bekommt einen Zuschuss aus der Soliabgabe von 25 Rappen pro Quadratmeter, die alle zahlen müssen. Rohner lacht: „Und die Leute müssen natürlich Lust auf die Wohnform haben.“

Warum das geht? Weil die Stadt Genossenschaften massiv fördert. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung wohnt zur Miete, die höchste Quote europaweit. 18 Prozent leben in Genossenschaften. Die Projekte werden mit Geld aus Förderfonds von Stadt, Bund, Kanton und einem privaten Stiftungsfonds unterstützt. Geld vom Staat bekommen nur Projekte, die sich auf eine „Kostenmiete“ verpflichten. Gewinn verboten. Und die Züricher:innen wollen mehr Genossenschaften. Gerade stimmen sie ab: über einen neuen Wohnraumfonds für gemeinsütziges und genossenschaftliches Wohnen. Die Chancen stehen gut.

2021 hat die Genossenschaft Kalkbreite noch ein Wohnprojekt fertiggestellt, auf einem ehemaligen Bahngelände. Doch auch in Zürich wird der Boden in öffentlicher Hand knapp. „Sonst würden noch mehr Genossenschaftswohnungen entstehen“, sagt Rohner. Sie selbst wohnt nicht in der Kalkbreite, aber in der Nähe. Und wie? „In einer Genossenschaft natürlich.“ ●

Neue Bodenpolitik

Dieter Rink, Stadtsoziologe am Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung in Leipzig

„Bezahlbaren Wohnraum in Deutschland werden wir nicht einfach wieder herstellen können. Die Wohnungspolitik ist in vielen Städten an ihr Limit gekommen, ihre klassischen Instrumente greifen kaum noch. Deutschland hatte lange viele preiswerte Wohnungen in öffentlicher Hand. Aber unter dem Einfluss des Neoliberalismus wurden sie in den 1990er- und 2000er-Jahren massiv abgebaut. Viele wurden verkauft, häufig an internationale Investor:innen. Städte haben privatisiert, auch um ihre klammen Kassen zu sanieren. Dresden etwa privatisierte 2006 alle 47.000 kommunalen Wohnungen. Seit 2017 gibt es dort wieder eine kommunale Wohnungsbaugesellschaft. Sie auszubauen, dauert Jahrzehnte.“

Wir haben die kommunale Wohnungspolitik in 14 deutschen Städten untersucht. Es ist ernüchternd: Von der Lösung ihrer lokalen Wohnungsfragen sind Städte weit entfernt. Fehler von Jahrzehnten lassen sich nicht in ein paar Jahren ausbügeln. Schon gar nicht, wo Baustoffpreise und Energiekosten steigen, Fachkräftemangel, hohe Zinsen und leere Stadtkassen den Spielraum der öffentlichen Hand einengen. Dabei zeigen uns zwei Städte durchaus, in welche Richtung die Reise gehen könnte: Ulm und – Überraschung – München.

Ulm macht seit 125 Jahren eine aktive Bodenpolitik und hat damit auch in den 1990ern nicht gebrochen. Bodenbevorratung heißt das im Fachjargon, wir nennen es gern ‚Schwabensozialismus‘. Er funktioniert so: Die Stadt Ulm vergibt nur ein Bebauungsrecht für ein

Grundstück, wenn es ihr Eigentum ist. In großem Stil kauft sie daher Grundstücke, bevor sie bebaut werden. Als Eigentümerin kann sie dann eigenständig entscheiden, was mit ihnen geschehen soll, wer sie kaufen darf, welchem Konzept die Bebauung folgen muss und ob sozial- und klimapolitische Ziele Top-Priorität sind. Den Preis legt der Gemeinderat fest, meist liegt er deutlich unterhalb des Marktpreises. Dadurch sinken die Richtwerte für die Bodenpreise generell. Außerdem hat die Stadt ein Wiederkaufsrecht. Private Eigentümer:innen dürfen unbebaute Grundstücke, die einmal der Stadt gehört haben, nicht einfach an Dritte verkaufen, sondern müssen sie erst der Kommune anbieten – zum Ursprungspreis. Eine effektive Bremse gegen Spekulation. Und wenn Ulm ein Grundstück verkauft, wandert der Gewinn automatisch in den kommunalen Bodenfonds. Das Geld darf nur für den Kauf neuer Grundstücke oder die Pflege kommunaler Bestände ausgegeben werden. Und so gehört der Kommune ein Drittel des gesamten Stadtgebiets. Sie kann flexibel auf Missstände reagieren, ohne vom guten Willen irgendwelcher Investor:innen abhängig zu sein.

Der Boden ist der Knackpunkt für die Bezahlbarkeit von Städten. München, die teuerste Stadt Deutschlands, versucht daher mit einem Konzept der ‚sozialen Bodenordnung‘ die schlimmsten Exzesse zu verhindern: Sie pumpt so viel Geld wie keine andere Stadt in Wohnungspolitik, zwei Milliarden Euro von 2023 bis 2028. Neubauten auf kommunalem Boden müssen zu 50 Prozent mit Sozialwohnungen bebaut werden, auf privatem Grund zu 30 Prozent. Das macht die Stadt zwar nicht billiger, bremst aber die steigenden Mieten immerhin ab. Die Münchener Initiative für soziales Bodenrecht, ein Bündnis von Stadtgesellschaft, Wissenschaft, Kommune, geht seit 2017 noch einen Schritt weiter. Sie stellt die Grundsatzfrage: Müssen wir nicht endlich einen rechtlichen Rahmen schaffen, um Boden genauso wie Luft und Wasser als öffentliches Gut zu schützen? Welche rechtlichen Wege gäbe es, um den Kommunen wieder mehr Zugriff auf städtischen Boden zu verschaffen, selbst wenn dafür das Recht auf Privateigentum neu gedacht werden muss? – Radikal? Mitnichten. Ohne innovative Ansätze bleiben bezahlbare Städte ein verlorener Traum.“ ●

In Zürich wohnt jeder Fünfte in einer Genossenschaft. Das könnte Vorbild für Deutschland sein

Häuser vorm Verkauf schützen

Jochen Schmidt, Mietshäuser Syndikat, Freiburg

„Unsere Idee ist einfach: Wir wollen verhindern, dass Häuser auf dem Markt gehandelt werden, um Gewinn zu machen. Schließlich sind Häuser nicht irgendein Produkt, sondern lebensnotwendig. Menschen sollten sie zu einem fairen Preis nutzen können. Nachhaltig und gemeinwohlorientiert. Das war die Überlegung, als das Mietshäuser Syndikat vor fast dreißig Jahren in Freiburg gegründet wurde. Heute arbeiten gut 100 Ehrenamtliche dafür, mittlerweile haben wir knapp 190 Projekte bundesweit mitaufgebaut.“

Das Mietshäuser Syndikat hat 1.300 Mitglieder. Manchmal hält man uns für Bauherren. Das sind wir nicht. Wir sind eine nicht-kommerziell organisierte Beteiligungsgesellschaft, die Gruppen ermöglicht, gemeinschaftlich Häuser zu kaufen und als Kollektiveigentum zu erhalten. Dafür machen wir zweierlei: Zum einen helfen wir Leuten, die ein Hausprojekt mit uns auf die Beine stellen wollen, bei der Umsetzung. Wir beraten Gruppen ab zehn Leuten. Sie brauchen schon eine konkrete Projektidee, egal ob Neubau oder Umbau. Wir geben ihnen Tipps, wie sie ihre Gruppenstruktur stabil organisieren,

den Finanzplan machen, Fördermittel beantragen, Privatinvestor:innen gewinnen können, helfen bei der Suche nach Architekt:innen, Buchhaltung, Steuerbüro. Jedes Hausprojekt gründet eine GmbH, 190 gibt es jetzt bundesweit. Die GmbHs managen ihren Hausalltag autonom, wählen Geschäftsführende, entscheiden, ob sie Hausmeister:innen wollen oder nicht. Aber sie müssen sich an einige Grundregeln halten.

Deshalb schließen wir zum anderen mit jedem Hausprojekt einen Vertrag ab. Er macht das Mietshäuser Syndikat zur Mitgesellschafterin und sichert uns ein Veto-Recht, damit wir im Zweifelsfall verhindern können, dass eine Projektgruppe ihr Haus doch irgendwann mal verkauft. Außerdem verpflichten wir alle 190 GmbHs dazu, dass sie Mieten deutlich unter dem Marktpreis nehmen. Im Rahmen dieser Vorgabe entscheiden die Hausprojekte über die genaue Miethöhe selbst. Zudem müssen alle Projekte auf die Miete einen Solidaritätsbeitrag aufschlagen, monatlich mindestens 10 Cent pro Quadratmeter. Mit diesem Solibeitrag unterstützen wir neue Hausprojekte.

Derzeit explodiert bei uns die Nachfrage, wir haben 10, 15 neue Projekte pro Jahr. Allerdings wird es immer schwieriger, sie umzusetzen. Baukosten und Zinsen steigen, energetische Sanierungen sind kaum noch finanzierbar. In Dresden und München mussten wir schon Projekte einstellen. Wir bräuchten eine bessere Förderung, durch Staat und Stiftungen etwa. Natürlich sind wir viel zu klein, um die Wohnungsnot zu lösen, aber wir können etwas anstoßen: Lasst uns Wohnen neu denken. Nachahmer:innen in Frankreich, Österreich, den Niederlanden haben wir schon. Und neue Ideen: ein Ackersyndikat, um nachhaltige Landwirtschaftsflächen dauerhaft zu sichern.“ ●

KOOPERATIVE STADTENTWICKLUNG FÖRDERN

Diese Woche war wieder vollgestopft mit Entscheidungen und Debattenforen. Jetzt sitzt Frauke Burgdorff im Zug Richtung Aachen und atmet tief durch. An allen Ecken in der Republik ist spürbar, wie Stadtentwicklung und Wohnen die Gemüter erhitzen, wie das Ringen um bezahlbare Städte sich als eines der Topthemen tief reindrängt in den politischen Alltag. Frauke Burgdorff mittendrin. Seit dreieinhalb Jahren ist sie Stadtbaurätin von Aachen und will etwas bewegen. Zum Beispiel: Alle Partner:innen an einen Tisch bringen, Kommune, Planer:innen, Unternehmen, Zivilgesellschaft, um gemeinsam Stadtentwicklung besser zu machen. „Wir müssen wohnen wieder mehr vom Quartier her denken, statt in Wohnkasernen“, sagt Burgdorff. Wer braucht was im Stadtteil, wie lassen sich Wohnungs- und Kiezplanung verzahnen? Von den Wohnformen bis zur Infrastruktur drumherum. Anlaufstellen für Junge, Alte, Familien, Start-ups, Fürsorge, Grünflächen. „Und alles gemeinsam entwickeln.“ Kooperative Stadtentwicklung nennt sich das, und sie könnte ein Hebel sein, um dem Ausverkauf der Städte etwas entgegenzusetzen.

Das alte Parkhaus in Aachens Altstadtquartier Büchel ist so ein Projekt. Burgdorf hat den kooperativen Planungsprozess als Stadtbaurätin seit 2019 begleitet. Stadtmacherprozess nennt sie das. Dafür hat die Kommune mit einem Aufruf alle Player:innen des Quartiers zusammengetrommelt. 88 Menschen haben sich gemeldet, gemeinsam wurde Runde um Runde diskutiert, Ideen entwickelt, die Hälfte der Teilnehmenden legte konkrete Vorschläge auf den Tisch: Hier will ich investieren, hier mitmachen. Inzwischen wurde beschlossen: Auf dem Gelände des alten Parkhauses entsteht eine Wiese, umrahmt von nachhaltigen Neubauten und kleinem Gewerbe. Jetzt geht es an die Umsetzung.

Burgdorff kennt die Szene, die sich um die kooperative Stadtentwicklung rankt. Sie war Geschäftsführerin des Europäischen Hauses der Stadtkultur, Vorstandin der Stiftung Urbane Räume in Bonn, hat in ganz Deutschland Kommunen, Bürger:innen und Wohnungsunternehmen beraten und Konzepte für eine professionelle Zusammenarbeit erarbeitet. „Es braucht viele Akteure, die nach einem gemeinsamen Kompass handeln.“ Und starke Bündnisse wie das Netzwerk „ImmoVielien“, das sich für bessere Rahmenbedingungen für gemeinwohlorientierte Immobilien- und Stadtentwicklung stark macht. „Wer gemeinwohlorientiert baut, erwirtschaftet schließlich keinen Gewinn für Shareholder, sondern reinvestiert“, so Burgdorff. „Wir sollten Initiativen, die nachhaltigen, bezahlbaren Wohnraum schaffen und die Bedürfnisse des Quartiers im Blick haben, staatlich viel stärker fördern.“ Tilgungsnächtlasse oder Steuervorteile oder eine bevorzugte, verbilligte Vergabe von öffentlichen Grundstücken zum Beispiel. Burgdorff: „Deshalb brauchen wir dringend eine neue Kategorie für Unternehmen, die in Wohnungen investieren wollen, ohne Profit für Dritte im Sinn zu haben.“

Gemeinwohlorientiertes, kooperatives Wohnen fördern also. Was noch, Frau Burgdorff? Die Stadtbaurätin legt einen ganzen Strauß von Vorschlägen auf den Tisch: Erstens, „Boden sammeln wie Eichhörnchen. Dafür brauchen die Kommunen ein durchsetzbares Vorkaufrecht für Grundstücke.“ Erst wenn

Stadtbaurätin Frauke Burgdorff setzt in Aachen auf das Miteinander von Kommune, Zivilgesellschaft und Zivilgesellschaft

die Stadt ausschlägt, sind private Investor:innen am Zug. Zweitens, „mehr Grundstücke nach Erbbaurecht vergeben“. Statt zu verkaufen, könnten Kommunen so die Nutzungsrechte für Wohnungen und Grundstücke in einer Art Erbpacht vergeben, es funktioniert ähnlich wie eine Dauerleihgabe. Drittens, „ein selbstbewusster Staat, der Grundstücke danach vergibt, ob die Bebauung zum Konzept des Quartiers passt“. Viertens, regional denken. „Jede Stadt ist anders. In Teilen des Ruhrgebietes etwa gibt es Leerstand, in Metropolen Wohnraum-mangel, bundesweite Regelungen werden dem nicht gerecht.“ Fünftens, die Baukosten durch eine Reform der Bau-standards senken, die sich in den vergangenen Jahren vor allem auf Druck der Industrie hochgeschaukelt haben. „Da gibt es viele widerstrebende Interessen, niedrigere Standards gehen manchmal auch auf Kosten von Ökologie und Energieeffizienz“, so Burgdorff. „Wer entscheidet, macht sich Feinde.“ Also passiert nichts, oder wie Burghoff sagt: „Wir stecken in der Komplexitätsfalle.“ Was bleibt? „Einfach mal anfangen.“ ●

Menschen & Ideen

Politik und
Innovationen:
Wir zeigen
inspirierende
Lösungen

ab
Seite 74

„Der ökosoziale Umbau der Gesellschaft ist ohne die Konservativen nicht möglich. Sie sind entscheidend, damit er von der Mehrheit mitgetragen wird“

→ S. 86, Politikwissenschaftler Thomas Biebricher über Konservatismus



→ S. 74, Ortsbesuch
Freek Wallagh,
Nachtbürgermeister



→ S. 78, Poesiealbum
Fikri Anil Altıntaş,
Autor



→ S. 86, Politpop
Thomas Biebricher,
Politikwissenschaftler



mit Freek Wallagh

Amsterdam hat einen neuen Nachtbürgermeister. Freek Wallagh will das Leben nach Sonnenuntergang sicherer und inklusiver machen

Text und Fotos: Miriam Petzold

Das Publikum hat sich in zwei geteilt. Durch die Menschen-gasse zur Bühne schreiten Cowboyboots in Schlangen-leder-Optik. In Scheinwerferlicht und Dutzende Augen-paare gehüllt, nimmt Freek Wallagh noch einen Schluck aus seinem Whiskeyglas, bevor er es scheppernd auf einem Stuhl am Bühnenrand abstellt. „Bürger:innen von Gomorrha“, ruft er den Zuschauer:innen zu, „ich freue mich, hier zu sein. Wegen meines Jobs bin ich derzeit stark verkatert. Wenn ihr euren Applaus daher bitte auf ein absolutes Minimum beschränken könntet ...“ Lachen, schnipsen, klatschen. Wallagh ist der neue Nachtbürgermeister Amsterdams. Aber heute ist er Dichter.

Seit 2003 wird in Amsterdam alle zwei Jahre ein:e Nachtbürgermeister:in gewählt. Ende März 2023 entschieden sich Bürger:innen und eine Jury aus Kulturschaffenden für Freek Wallagh. Dahinter steht die unabhängige Stiftung N8BM A'DAM – ihre Ziele: das Nachtleben auf die politische Agenda der Stadtverwaltung setzen, Subkulturen und Diversität fördern. Das Stiftungsteam finanziert sich vor allem über private Sponsor:innen, aber erstmals steuert nun, Post-Pandemie, die Gemeinde Amsterdam etwas bei: 10.000 Euro für das Jahr 2023. Nachtbürgermeister:innen gibt es in Paris, Tokio, New York, aber auch in Mannheim, Dortmund oder Leipzig.

Vor seinem Auftritt sitzt Freek Wallagh auf der Terrasse von Sexyland und dreht sich eine Zigarette. In dem Kulturzentrum direkt am Fluss namens IJ findet heute Nacht der „Pleasure Poetry Slam“ statt, Wallagh ist einer von fünf Teilnehmenden. Die untergehende Sonne fällt auf seine müden, von Kajal umrandeten Augen, wärmt seine Brust, er trägt einen tief ausgeschnittenen Cardigan

ohne Shirt. Zwischen seinen Brusthaaren blitzt der silberne Anhänger einer Kette, ein kleiner Davidstern. „Sorry, ich bin etwas kaputt, vielleicht musst du mich löchern.“ Seit er das Amt innehat, ist er vier- bis fünfmal die Woche nachts unterwegs. „Ich habe eh Insomnia. Wenn ich schon keinen Schlaf bekomme, kann ich genauso gut weggehen.“ Tagsüber hat Wallagh Meetings mit Gemeinderät:innen, „aber nicht vor 13 Uhr“. Nur für die Bürgermeisterin, Femke Halsema, macht er eine Ausnahme, „12 Uhr“, Wallagh lacht. Ob er sich als Politiker sieht? Niemals. „Ich bin ein Künstler und Organisator, der mit Politiker:innen zusammenarbeitet.“ Das geht, weil er „beide Sprachen spricht“: Wallagh hat Politikwissenschaften studiert, war in der linken Partei Partij van de Arbeid und ihrer Jugendorganisation Jonge Socialisten aktiv. Das Nachtbürgermeisteramt ist für ihn ein Vollzeitjob, obwohl er damit kaum etwas verdient. Über die Runden kommt der 25-Jährige mit Auftritten als Dichter oder Eventorganisateur: Burlesque- und Drag-Shows, Punkkonzerte, Gesellschaftskritisches. Letztens ging es um die „Disneyfizierung“ Amsterdams, Wallagh veranstaltete einen dystopischen Vergnügungspark, ließ dort Underground-Künstler:innen auftreten.

*I love nights like these 'cause our city more and more often feels like we are expedited from paradise, released from Eden, set against a tree (...)**

Hinter Wallagh kräuselt sich das Wasser der IJ, Containerschiffe ziehen vorbei. Der Fluss trennt die Grachtenhäuser der Innenstadt vom kratzigen Bezirk Amsterdam-Noord, wo Wallagh wohnt, mit Sexyland am Ufer wie eine Art Grenzposten. Ist er mal im touristischen Zentrum unterwegs, dann etwa in der experimentellen Galerie Vrij Paleis, in der Punk-Kneipe The Cave oder im politischen Café Vrankrijk, einem ehemals besetzten Haus. Wild besprüht wirkt es wie ein Protest inmitten teuer sanierter Häuserblöcke mit Smoothiebars und leer stehenden Spekulationsobjekten. „Kraken“, Häuser besetzen auf Niederländisch, hat in Amsterdam seit den 60er-Jahren Tradition, seit 2010 ist es eine Straftat. Wallagh nennt das: „Kriminalisierung von Obdachlosigkeit“. Kraken bereichere zudem die urbane Szene: „Wichtige Kulturstätten wie das Konzerthaus Paradiso oder Gemeinschaftsgärten und Gemeindezentren wurden von Besetzer:innen aufgebaut.“



...im Nachtlicht

*A garden paradise,
Flowers, trash, distant cars racing
A highway separates us from troubles
mortals might be facing*

Auf der Bühne macht Wallagh regelmäßig Pausen, greift zu seinem Whiskeyglas und schwenkt es in seiner Hand, bevor er trinkt, badet in der Stille und den Blicken. Im Publikum ruft jemand: „I love you!“ ... „I love you too.“

„Die Nacht fühlt sich an wie eine kleine Bastion der Schönheit in einer hässlichen Welt“, sagt Wallagh im Interview. Hier spürt er das, was der Gesellschaft bei Tageslicht oft fehle: Zärtlichkeit, Verbindung, Offenheit, Freiheit. Doch der Schutzraum steht unter Angriff von rechts, sagt Wallagh, für die Verteidigung riskiert er viel. Gewalt hat der Amsterdamer selbst mitten in der Stadt erlebt, vor dem königlichen Palast am Dam. „Ich wurde von einer Gruppe umzingelt, die mich als jüdisch identifiziert hat. Der Holocaust sei eine Lüge, schrien sie, und ich ein jüdischer Dämon. Viele Menschen schauten einfach nur zu.“ Kurz danach, im November 2022, sollte der antisemitische Verschwörungstheoretiker David Icke bei einem Covid-Protest auftreten. Wallagh organisierte eine Gegen demonstration. „Wir tanzten zu Klezmermusik, probierten dem Hass mit Humor zu begegnen.“ Natürlich ist Faschismus für viele Menschen eine Bedrohung, People of Color, Frauen, LGBTIQ. „Mein Aktivismus richtet sich daher gegen jegliche Form von Diskriminierung.“

*Let me smell the revolution on your
breath
Our little naked picnic, celebrating
Bourgeoisie death (...)
Let us ponder proletarian penetration,
voyeuristic, for the world to see
Fuck away to an equal nation,
or at least to a certain degree*

Die Nacht muss sicherer werden, für alle. Deswegen ist Wallagh für mehr Nachtbusse und „Ask-for-Angela-Kampagnen“ in allen Clubs und Bars. Wenn Besucher:innen

das Barpersonal nach Angela fragen, ist das ein Codewort für: „Ich werde belästigt, brauche Hilfe“, erfunden 2016 in England. Auch setzt sich Wallagh für Umkleide-räume in der Reguliersdwarstraat ein, wo vor allem queere Nachtkultur gelebt wird. So können sich Menschen, die lieber nicht in ihren Party-Outfits anreisen wollen, vor Ort umziehen. Und im überlaufenen Rotlichtviertel Amsterdams, De Wallen, würde Wallagh gern mehr legale Arbeitsplätze für die Sexarbeiter:innen schaffen – in vertrauter, geschäftiger Umgebung, und nicht in einem versteckten „erotischen Zentrum“ außerhalb der Innenstadt, wie es die Gemeinde aktuell diskutiert.

*And when the dust has settled (...) we'll
move our bodies to another struggle*

Freek Wallagh war 15 Jahre alt, als er das „wilde, merkwürdige Mokum mit all seinen ausgefransten Rändern“ zum ersten Mal richtig kennenlernt. Mokum ist ein beliebter, jiddischer Spitzname für Amsterdam, zielt Boote und Souvenirs. Damals schon schreibt er Poesie und fiktive Geschichten, und manchmal verkauft er Interviews an Zeitungsredakteur:innen. Denn Wallagh kennt Menschen, die sie nicht kennen: Hausbesetzer:innen, Sexarbeiter:innen, Drag-Artists. Er schleicht sich in Clubs, ist fasziniert, was er „in der Nacht findet“. Sexualität als Spektrum zum Beispiel, wie er es bisher nur aus offenen Gesprächen mit seiner Mutter, von Beruf Archäologin, kannte. Mit 17 beginnt er als Dichter in der Punkszene aufzutreten, bei illegalen Partys, oft in besetzten Häusern. Heute noch sagt er: Dort gibts die besten Partys überhaupt. Der Teenager kommt nicht zur Ruhe, ständig zieht die Familie um, achtmal in drei Jahren. Einmal, weil die Eltern sich scheiden lassen, ein anderes Mal, weil die Großmutter stirbt. „Meine Oma war wie ein Elternteil für mich.“ Wallagh kratzt sich am linken Auge, grinst, „keine Sorge, ich werde nicht emotional“. Sie war Malerin, samstags lud sie die Nachbarschaft ein zum Mitmachen. Morgens kamen die Kinder, mittags die Jugendlichen und abends die Eltern, erinnert sich Wallagh. „Die Erwachsenen holten sich ihren Rat für alle möglichen Probleme, während ich mit Malzeug und Weingläsern herumliefe.“

Gemeinschaft und Kunst, darum geht es Wallagh heute noch als Nachtbürgermeister, tief geprägt auch von seiner jüdischen Herkunft. „Meine Familie musste quer durch Europa fliehen und alles, was sie mitnehmen konnten, war ihre Kultur“, sagt Wallagh. „Kunst ist kein Luxus, sondern

ein Mittel zum Überleben.“ Alles, was die Grenzen verwischt, prüde Hüllen fallen lässt, verbindet, das begeistert ihn. „Ein Event ist für mich dann besonders, wenn man sich danach fragt: WTF habe ich da gerade gesehen?“

Wie in der Nacht im Sexyland. Act Nummer zwei beim „Pleasure Poetry Slam“ beginnt wie eine Zeremonie schwarzer Magie. Durch die Menschengasse zur Bühne schreiten Combat-Boots, darüber ein schwarzer Tüll-Spitzen-Rock und ein Korsett. In den Händen hält die Person brennende Kerzen in gusseisernen Ständern. Auf dem Boden vor dem Mikro liegt eine kreisförmige Plastikplane, umsäumt von weiteren Kerzen. Sie besprüht die Plane mit einer Flüssigkeit und stellt sich drauf. Dann: Tösende Beschreibungen einer Sexszene zu Metal-Musik, sie lässt die kleinen Flammen über ihren Körper wandern. Tiefschwarzes Wachs tropft auf ihre nackte Brust.

*I prefer life after dark, cause the less
we see the more we feel ●*



Kreaturen der Nacht

*Auszüge aus Freek Wallaghs Gedicht sind kursiviert dargestellt



Ask for Angela-Schild auf Toilette

Politik

Konservatismus ist wie



Gartenarbeit

Der gemäßigte Konservatismus steckt weltweit in der Krise. Das ist gefährlich, denn ohne ihn wird die öko-soziale Transformation nicht gelingen, sagt Politikwissenschaftler Thomas Biebricher

Interview: Anja Dilk

Frankreich, Italien, England, Schweden – der Populismus blüht, die Demokratien des Westens scheinen zu wanken. Sie sagen: Das liegt zum guten Teil am Konservatismus. Wie das?

Thomas Biebricher: Die gemäßigten Kräfte in den konservativen Parteien verlieren seit etwa zehn Jahren an Zustimmung, die rechte Mitte verwaist. Dieses Vakuum können liberale oder linksliberale Parteien nicht füllen, meist stoßen Kräfte vom rechten Rand des politischen Spektrums in diese Lücke, wie in Frankreich, wo die Schwäche der konservativen *Républicains* das rechtsextreme *Rassemblement Nationale* gestärkt hat. Das ist ein Problem für liberale Demokratien, sie drohen aus dem Gleichgewicht zu geraten.

Wie zeigt sich denn diese Krise?

Zum einen in einem Bedeutungsverlust, manche konservativen Parteien schrumpfen gar zu Nischenexistenzen. Zum anderen in der Radikalisierung ehemals gemäßigter Konservativer. Wie die Republikaner:innen in den USA. In Großbritannien haben die Tories zwar im Unterhaus noch eine Mehrheit wie seit vierzig Jahren nicht, doch bei der nächsten Wahl wird sich das gravierend ändern. Denn die Partei ist völlig zerrissen und rutscht immer mehr zum rechten Rand. Die Vorzeichen des Abstiegs haben sich bei den Kommunalwahlen im Mai gezeigt: Die Tories haben massiv verloren.

Welche Ursachen gibt es dafür?

Ein ganzes Bündel, aber zwei stechen besonders ins Auge. Zum einen der Trend zur Personalisierung, der bei konservativen Parteien besonders ausgeprägt ist. Ein starker Kopf mit enger Verbindung zur Parteibasis steht an der Spitze. Das klingt partizipativ, ist aber das Gegenteil. Denn weil sich die Führung auf die Legitimation der Basis berufen kann, hat sie viel autoritäre Macht. Die Funktionär:innen, die über Jahre in der Partei hochgewachsen sind, haben nicht mehr viel zu sagen und entfallen als Korrektiv. So kann die Parteiführung die Position ihrer Partei viel leichter verschieben. In der italienischen Lega gibt Matteo Salvini den Ton an, die Forza Italia ist immer noch maßgeblich von Silvio Berlusconi geprägt. Und selbst Ex-Parteichefs wie Boris Johnson haben noch Jahre nach ihrem Abtritt großen Einfluss auf ihre

Partei. Zum anderen beobachten wir im Konservatismus überall die Tendenz, sozioökonomische Konflikte kulturell auszutragen. Die Debatte um Einwanderung etwa wird als Frage des Lebensgefühls diskutiert.

Weil Konservative bei harten sozialpolitischen und wirtschaftlichen Themen immer weniger punkten können?

Genau, denn ihre Positionen auf diesen Feldern unterscheiden sich gar nicht mehr so klar von denen in Parteien links der Mitte. Die Sozialdemokratie und andere Linke sind wirtschaftspolitisch längst in die Mitte gerückt. In Frankreich und Italien haben sie ihre Länder erfolgreich in die Eurozone geführt. Sie als Pseudo-Kommunist:innen zu beschimpfen, überzeugt nicht mehr. Überall fehlen den Konservativen also die Feindbilder, die sie dringend zur Mobilisierung ihrer Wähler:innen brauchen. Also packen sie kulturpolitische Fragen auf den Tisch ...

... Gendern, Transrechte, jede Menge Symbolpolitik ...

... und wer hier Empörung inszeniert, bekommt viel Aufmerksamkeit und das heißt: potenziell neue Wähler:innen. Arbeiter:innenmilieus in Nordengland etwa, die seit Generationen Labour wählen, hätten Boris Johnson nie wegen seiner Finanzpolitik ihre Stimme gegeben. Doch der Slogan „What it means to be British“ hat sie gecatcht. Den Konservativen gelang es zu zeigen, dass die abgehobenen linksgrünen Labours eine selbstverliebte Wohlfühlélite sind, die die Arbeiter:innenklasse längst aus dem Auge verloren hat.

In Ihrem Buch sprechen Sie von einer Wiederbelebung der Feindbilder von 1968.

Es gibt bemerkenswerte viele Parallelen. 1968 gingen Student:innen für eine kritische Auseinandersetzung mit der Nazivergangenheit, eine offenere Gesellschaft und eine Reform der verstaubten Hochschulen auf die Straße. Die Konservativen haben diese Studierendenrevolution immer als Kulturkampf von links gedeutet. Sie attestierten den jugendlichen Akteur:innen eine grundsätzliche Infantilität und Lebensunfähigkeit. So ähnlich funktioniert die Kritik an der Woke-Bewegung jetzt auch. Die sind aus konservativer Sicht alle verführt von der linksliberalen akademischen Elite. Und genau wie 1968 wird die Kritik an der Wokeness und



Thomas Biebricher (Bild rechts) ist Heisenberg-Professor für Politische Theorie und Ideengeschichte an der Universität Frankfurt. Seit Jahren forscht er zu politischen Strömungen wie Neoliberalismus oder Konservatismus. Im April erschien sein Buch *Mitte/Rechts: Die internationale Krise des Konservatismus* bei Suhrkamp.

Menschen & Ideen
GOOD IMPACT

Folgen verhindern. Dahinter steht die Idee eines fast organischen Wachstumsprozesses. Der englische Philosoph Michael Oakeshott vergleicht Konservative daher mit Gärtner:innen, die im Gegensatz zu Ingenieur:innen die Welt nicht als Material betrachten, das sie ihrem Willen unterordnen und beliebig bearbeiten können. Gärtner:innen begegnen der Welt mit Demut, sie begleiten und kultivieren mit Vorsicht.

Die Klimakrise lässt allerdings keine Zeit für Trippelschrittchen.

Und doch bin ich überzeugt, dass der ökosoziale Umbau der Gesellschaft ohne die Konservativen überhaupt nicht möglich ist. Konservative sind entscheidend, damit der Wandel von der Mehrheit mitgetragen wird. Auch von jenen, die Angst vor ihm haben. Die Konservativen bestimmen, wie Diskussionen über Wandel ausgetragen werden, ob Positionen von rechts außen in die rechte Mitte rücken und damit legitimiert werden. Und Konservative wissen sehr wohl, dass es nicht reicht zu sagen: Wir bremsen alles ab. Dafür ist schon viel zu lange gebremst worden. Ein kluger Gärtner handelt vorrausschauend. Konservative hätten schon lange darüber nachdenken müssen, wie es in den nächsten 10, 20 Jahren weitergehen soll, damit das Wasser im Garten nicht versiegt. Stattdessen haben sie sehr unkonservativ eines ihrer Kernanliegen selbst gefährdet – bewahren. Jetzt bleibt nichts, als unter Hochdruck einen Weg zu finden: Wollen wir aus der öffentlichen Empörung über die Heizungs- und Energiepolitik der Regierung Profit ziehen oder eine konstruktive Rolle spielen?

Wie könnte die konkret aussehen?

Die Konservativen können durchaus Wandel. Das erste Umweltministerium Deutschlands hat die CSU in Bayern auf die Beine gestellt, CDU-Mann Klaus Töpfer war der zweite Bundesumweltminister der Bundesrepublik und hat Umwelt als Thema in die Union getragen. Jetzt gibt es die Klimaunion. Allerdings dürfen sie Konservative nicht als Feigenblatt nutzen, indem sie sagen: Guckt, wir haben selbst Ökos – und dann jeden ihrer Vorschläge in der Partei ausbremsen. Ja, ich glaube, der gemäßigte Konservatismus kann ein Motor für die Transformation sein, weil er konstruktiv mit Wandel umgeht.

FOTO Suhrkamp Verlag

Menschen & Ideen
GOOD IMPACT

Warum tut er das?

Weil das Wichtigste für ihn letztlich schlicht Stabilität ist. Wenn Konservative erkennen, dass sich eine Entwicklung nicht mehr bewahren lässt, akzeptieren sie diese nach einer gewissen Trauerarbeit doch: Lass uns nach vorn schauen und den neuen Status quo verteidigen. So haben sie mal ihren Frieden mit Liberalismus, Individualismus und Technologie gemacht, so arrangieren sie sich heute seufzend mit der Ehe für alle. Jetzt geht es eben um das Adoptionsrecht oder die In-vitro-Fertilisation für gleichgeschlechtliche Paare. Die Gesellschaft dadurch zu destabilisieren, dass man um Biegen und Brechen versucht, das Rad der Zeit zurückzudrehen, ist für gemäßigte Konservative ein noch größerer Horror als der Wandel selbst. Sie wollen unbedingt vermeiden, dass die Gesellschaft auseinanderfällt.

Im Gegensatz zu den Autoritären ...

... die unbedingt destabilisieren wollen, weil sie überzeugt sind, dass der Status quo nicht mehr bewahrenswert ist, sondern völlig korrupt und deformiert von all den Neuerungen. Für sie bleibt nur: System zerstören und neu aufbauen.

Ohne die Wähler:innen auch inhaltlich zu überzeugen, wird der Konservatismus kaum überleben, oder?

Absolut, Konservative müssen Antworten auf zentrale Themen wie Klimakrise, Migrations- und Sozialpolitik geben. Dabei lässt sich verantwortungsbewusste Klimapolitik durchaus als urkonservatives Thema verstehen: Genau wie wir künftige Generationen nicht mit übermäßigen Schulden belasten dürfen, schulden wir ihnen den Erhalt einer lebenswerten Umwelt. Dafür müssen wir opferbereit sein, wir verteidigen damit die göttliche Schöpfung und erfüllen den bestehenden Verfassungsauftrag. Alles originär konservative Argumente. Konservative müssen nur den Mut haben, ihre Anhänger:innen daran zu erinnern, dass es diese Opferbereitschaft braucht, um ein guter Konservativer beziehungsweise eine gute Konservative zu sein. Schließlich ist für Konservative die individuelle Freiheit nicht das Wichtigste, sondern das Bewahren der Ordnung und der gesellschaftliche Zusammenhalt – das Band zwischen den Generationen. ●

FOTO Heike Steinweg



„Konservative wollen unbedingt vermeiden, dass die Gesellschaft auseinanderfällt“

Thomas Biebricher,
Politikwissenschaftler



ihrem Aktivismus verschaltet mit Gefahr von terroristischen Auswüchsen. 1968 habe den Weg für den Linksterrorismus geebnet, jetzt drohe der Klimaterrorismus. Als autoriär gelten in dieser Sicht die Woke Warriors, die vor lauter Moral nicht mehr laufen können.

Aber was macht den Konservatismus im Kern aus? Es ist ja ein reichlich schwammiger Begriff.

Das eine ist der Wunsch, Dinge zu bewahren. Dahinter steht eine Vorstellung von guter, natürlicher Ordnung. Die heteronormative Familie mit zwei Kindern etwa. Dabei wird ihr diese Natürlichkeit nur zugeschrieben, es gibt schließlich keinen Grund, warum diese Lebensform natürlicher sein sollte als andere. Letztlich bleibt oft extrem vage und auch unter Konservativen umstritten, was genau bewahrt werden soll. In der Praxis entsteht das Bewahren oft in Abgrenzung zu anderen gesellschaftlichen Kräften, die etwas infrage stellen. Der andere Kern ist ein zutiefst antirevolutionäres Politikverständnis. Denn die große Tragik des Konservatismus heißt: Dinge lassen sich oft nicht bewahren ...

... Wandel findet einfach statt ...

... genau. Daher sagen Konservative: Wenn schon Wandel, dann auf der Basis des Bewährten, der Erfahrung, Schritt für Schritt. Nur so ließen sich unabsehbare